

FÜR TERRASSE UND GARTEN
Tischdecken - auch abwischbar
Kissen, Plaids, Windlichter

WALLISER
Wohnen und mehr...

Böhenstr. 41 • 89547 Gerstetten
Tel.: 07323-95 19 00
info@walliser-gerstetten.de
www.walliser-gerstetten.de

Seit **1. Juni 2016** haben wir für Sie auch eine

eine **Blumen** -Ecke

Schnittblumen - Gebinde - Zubehör - Töpfe...

Wir freuen uns auf Sie!

Artur **Walther** e.K.
Blumen
Int. Ricardo Weiß
Brückenstraße 4 • 89542 Herbrechtingen
Tel. 07324 96020 • www.samen-walther.de

IMT IMMOBILIENVERKAUF IST VERTRAUENSsache **ivd**

Ich bin für Sie da – Full-Service rund um Ihre Immobilie!
Nutzen Sie meine über 25-jährige Erfahrung.

Unser Service für Sie:

- ✓ Wir bewerten Ihre Immobilie marktgerecht
- ✓ Wir erstellen professionelle Exposés
- ✓ Wir bereiten den Notartermin professionell vor
- ✓ Wir verfügen über das entsprechende Know-How

Günter Taubert – Ihr Profi in Sachen Immobilien
Service-Center Immobilien Taubert • Am Wedelgraben 7 • 89522 Heidenheim
Tel.: 07321 50252 • Mobil: 0171 3360674 • info@immobilien-taubert.de
IMMOBILIEN-TAUBERT.DE Die Nummer 1 bei **MAKLER-EMPFEHLUNG.DE**

- Rollos
- Plissee
- Jalousien
- Flächenvorhänge

Wawrzinek
WIR SCHAFFEN RAUM.

89537 Giengen
Memminger Straße 1-3
Tel. 073 22/51 59
www.wawrzinek-wohndecken.de

WOCHENENDE

mit der Heidenheimer Zeitung

Samstag/Sonntag
9./10. Juli 2016



Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm der Landkreis Heidenheim mehr als 30 000 Flüchtlinge auf: Die Geschichte einer beispiellosen Integration.

36 Reisen

Der Neue Kammerchor auf Konzerttour in Brasilien



40 Termine

Das Wochenende auf einen Blick



42 Noise weekly

Top oder Flop? Graffitis in Heidenheim



44 Wir lesen

Die Bundesjugendspiele feiern Jubiläum



„Ja, was hett mer Ihne denn versproche?“

Flüchtlinge sind nirgends wirklich willkommen: Diese Feststellung macht einer, der als Kind nach Deutschland kam – nach dem Zweiten Weltkrieg, in einem riesigen Strom von Heimatvertriebenen. Gibt es Parallelen zur Situation der heutigen Flüchtlinge oder war damals alles anders? Auf der Suche nach Antworten auf diese Frage haben wir mit denen gesprochen, die vor 70 Jahren fremd in Deutschland waren.



In der Obhut der Uroma: Andreas Benitsch (rechts) mit seinen Cousinen und Cousins in Kunbaja. Während die jungen Leute der Arbeit nachgingen, kümmerten sich in den meist sehr engen Familienverbänden die Alten um die Kinder.

An einem Sonntagnachmittag im Frühsommer 2014 geht der Giengener Andreas Benitsch mit seiner Frau Ilse bei Dettingen spazieren. Ihnen kommt ein Ehepaar entgegen, und Benitsch glaubt, den älteren Herrn zu erkennen. Einige Augenblicke wartet er ab, dann spricht er den Mann an: „Bist du der Hans?“. Er ist es.

Benitsch zögerte, wie er mehr als sechs Jahrzehnte zuvor oft gezögert hatte, den einige Jahre älteren und recht ernsthaften Jungen anzusprechen. Der Hans, mit vollem Namen Hans Häberle, lebte damals bei Verwandten auf dem Weilerhof in Dettingen, arbeitete neben der Schule in der Landwirtschaft. Später sollte er den Hof übernehmen und dann an seinen Sohn übergeben. Andreas Benitsch, damals fünf Jahre alt, war nach der Vertreibung seiner Familie aus dem Dorf Kunbaja an der ungarisch-jugoslawischen Grenze mit seinen Eltern, Großeltern und den auf der Flucht im Sudetenland geborenen Zwillingsschwestern in das Ausdinghaus auf dem Weilerhof einquartiert worden.

Die beiden Jungen trennten nur ein paar Lebensjahre, in Wahrheit trennten sie damals aber Welten. Der Bauernbub auf der einen Seite, der auf der kargen Alb mit seinen Verwandten das Tagwerk schulterte. Der Flüchtlingsjunge auf der anderen Seite, den man aufnehmen musste mit seiner Familie, die einen anderen Dialekt sprach, eine andere Konfession hatte, dessen Großmutter eine fremdartige Tracht trug.

Dieses Aufeinandertreffen von schwäbischen Einheimischen und vertriebenen Donauschwaben, Sudetendeutschen oder Ostpreußen gab es von 1946 an viele tausend Male im Landkreis – weitaus häufiger wahrscheinlich, als es heute beispielsweise Begegnungen zwischen Einheimischen und geflüchteten Syrern gibt. In der Bundesrepublik kamen zwischen 1946 und 1959 mehr als zwölf Millionen Flüchtlinge an. Der Landkreis Heidenheim nahm zusammen mit dem Kreis Aalen und dem Kreis Ludwigsburg die meisten Flüchtlinge in Baden-Württemberg auf. 1959 wurden im Landkreis Heidenheim 30 830 Vertriebene gezählt, die 28 Prozent der Bevölkerung des Landkreises ausmachten. Sie stammten aus dem Sudetenland (40 Prozent), aus Ungarn, Jugoslawien und Rumänien (35 Prozent), aus Schlesien (15 Prozent) und aus dem Nordosten, dem Baltikum und Polen (10 Prozent).

Bevor die Flüchtlinge in Wohnungen unterkamen, fanden sie einen ersten Unterschlupf in Durchgangslagern. Eine Inventarliste, die im Stadtarchiv Heidenheim zu finden ist, nennt als Ostflüchtlingslager Baracken bei Voith, bei Zoeppritzt in Mergelstetten, in der WCM sowie je ein Lager in Herbrechtingen und Königsbronn. Das Wohnungs- und Quartieramt der Stadt veröffentlichte im Mai 1945 eine Notiz, in der die Bevölkerung aufgefordert wird, alle entbehrlichen Räume zu melden. „Mit dieser Maßnahme soll auch erreicht werden, dass die für alle Teile unangenehme weitere

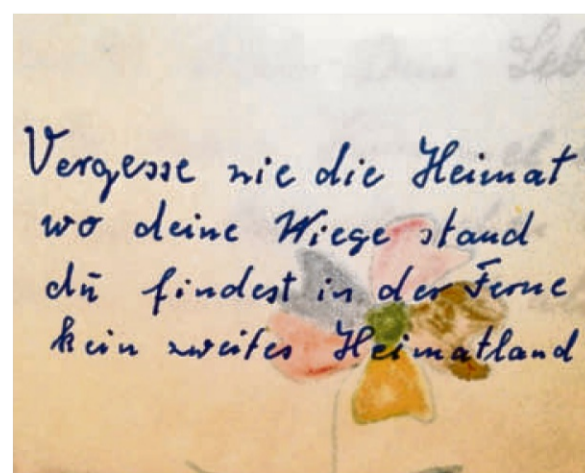
Der ungarische Ort Kunbaja, aus dem Andreas Benitschs Familie stammt, hatte 1940/41 rund 3000 vorwiegend deutsche Einwohner.



Fotos: Privat



Oma Julia und der Pferdewagen: Während hier Andreas Benitsch und seine Cousine Maria Spaß auf dem Gespann haben, wurden die Wagen ein paar Jahre später Transportmittel bei der Flucht nach Deutschland.



Eintrag einer Donauschwäbin in das Poesiealbum ihrer Enkeltochter: Vergessen haben viele Flüchtlinge ihre Heimat nicht – aber zumindest ihre Nachkommen sind mittlerweile im Landkreis Heidenheim verwurzelt.



In der Küche, im Anbau von Lebensmitteln und der Viehzucht zeigten sich die unterschiedlichen Traditionen von Einheimischen und Neuankömmlingen. So schnell wie möglich versuchten die Flüchtlinge in der Nachkriegszeit, zu einem eigenen Garten und eigener Tierhaltung zu kommen. Die Metzelsuppe der Donauschwaben, die es nach den oft noch üblichen Hausschlachtungen (links oben) gab, wurde mit Paprika pikant gewürzt – für den Gaumen der Ostäbpler etwas völlig Ungewohntes. Auch der Anbau von Mais (Kukuruz) war auf der Alb nicht bekannt. Als die Flüchtlinge damit ihre Gänse stopften (oben rechts), staunten die Einheimischen über die fett gemästeten Tiere.

Durchprüfung von Häusern und Wohnungen vermieden werden kann“, heißt es weiter.

Die Zeit der ersten Begegnung zwischen Hans Häberle und Andreas Benitsch vor 70 Jahren steht für einen der größten Umbrüche der deutschen Geschichte. Bei ihrer neuerlichen Begegnung vor einigen Jahren hatten sich die beiden altgewordenen Männer dagegen viele fast anekdotenhafte Erinnerungen zu erzählen, die sich den Jungen damals vermutlich stärker eingepägt hatten, als ihren Eltern, die oftmals unter dem Verlust aller Habe und Kriegstraumata litten. Immerhin: die Heimatvertriebenen brachten zwar kaum Besitz, dafür aber eine eigene Kultur mit. Das blieb nicht ohne Irritationen.

Für die Familie Benitsch hieß es Oktober 1944 erstmals „Alle Deutschen raus!“ aus Kunbaja. Mit zwei Pferden und den auf einem Wagen verstauten Habseligkeiten führen sie die Donau entlang bis St. Pölten. Dort wurden sie in einem Zug umgeladen, der sie über Tschechien nach Schlesien brachte. Im Mai 1945 hörten sie Gerüchte, es sei für sie in der Heimat nun doch sicher, sie führen zurück. Ein Irrtum: „Dort durfte man nichts mehr anfassen oder betreten, die Ungarn hatten die Häuser besetzt“, erzählt Benitsch. Mit nur wenig verbliebenem Besitz gelangten die Benitschs erneut per Zug nach Tschechien, Monate später dann ins Herbrechtinger Durchgangslager. Nach zwei Wochen wurden sie mit einem Fuhrwerk nach Dettingen gebracht und sollten das vollkommen leere Ausdinghaus beziehen.

Benitschs Mutter, heute 93, erzählt noch immer von der Hilfsbereitschaft der Dettinger in diesem April 1946: Noch am ersten Abend wurde Stroh gebracht, aus dem sie sich Matratzen formten, am nächsten Tag schleppte einer einen alten Ofen aus der Turnhalle heran, sie erhielten Töpfe und Geschirr, das nicht mehr benötigt wurde.

„Es war für uns ein Glück, dass wir so untergekommen sind“, sagt Andreas Benitsch heute. Der Weilerbauer habe zwar gebrummt, er brauche niemanden auf seinem Hof. Weil Benitschs Mutter und Großeltern (sein Vater war kriegsversehrt und arbeitete zunächst in Heimarbeit) aber bereits in Ungarn in der eigenen Landwirtschaft tätig gewesen waren, konnten sie auf dem Hof helfen. Zum Ausdinghaus gehörte auch ein Garten, in dem sie Gemüse anbauten und Tiere hielten.

Daran denkt bis heute auch Hans Häberle, der seine Erinnerungen für diesen Artikel aufgeschrieben hat. „Die alten Leute halfen nach Kräften in unserer Landwirtschaft mit, man brauchte ihnen nichts zu erklären.“ Dann aber taten sie dennoch exotische Dinge: „Sie bauten in ihrem Garten Paprika an und ertrugen das Lächeln der Einheimischen.“ Das freilich verging denen auch bald, als im Herbst die ersten leuchtend roten Früchte reiften. Auch der Mais, den die Benitschs im Garten anbauten, war hier fremd – ganz im Gegensatz zu heute, wo speziell gezüchtete Sorten auch im rauerer Albklima guten Ertrag bringen. „Die müssen noch viel lernen“, habe der Bauer geseufzt – bis die Benitschs nicht nur Mais ernteten, sondern mit den reifen, gelben Körnern ihre Gänse stopften und am Ende verblüffend fette Tiere schlachten konnten.

Nachdem auch das erste Schwein der Benitschs geschlachtet worden war, brachte Großmutter, so berichtet es Häberle, „freudestrahlend eine Metzelsuppe“. Die Begeisterung war freilich nicht ungeteilt: „Das Fleisch lag in rötlicher Soße, und später musste die Bauersfrau, die den Paprikageschmack auch nicht kannte, die Suppe allein auslöffeln, denn was der Bauer nicht kennt, das frisst er bekanntlich nicht.“

Sicherlich hatten die Benitschs letztlich Glück, dass sie auf dem Weilerhof einquartiert wurden, wo sie einerseits helfen, andererseits ein Stück weit an alte bäuerliche Traditionen anknüpfen konnte. Sie blieben acht Jahre im Ausdinghaus, bevor sie in Herbrechtingen zu bauen begannen. Schon die Familie von Ilse Benitsch hatte weniger Glück. Mit ihren Eltern und zwei Geschwistern gelangte auch sie zunächst ins Lager Herbrechtingen, von dort wurden sie in einer einzigen Dachkammer einquartiert. Viermal mussten sie umziehen, bevor sie schließlich eine Wohnung der Kreisbau beziehen konnten, die zu jener Zeit in großem Umfang günstige und einfache Mietwohnungen baute, um

der Wohnungsnot Herr zu werden.

Und dennoch gab es auch im Landkreis Situationen die noch weit demütigender waren. Mehrere Zeitzeugen berichten, dass teils Polizei oder Bürgermeister mit mehr oder weniger sanfter Gewalt einschreiten mussten, bis Hausbesitzer ihre Türen für die Vertriebenen öffneten.

Von solchen Szenen hat auch Henrike Hampe bei Zeitzeugengesprächen schon gehört. „Einquartierungen waren Zwangsmaßnahmen“, erklärt die

1946 mit seinen Eltern nach Heidenheim und wurde nach kurzer Zeit in einer Sammelunterkunft in der Olgaschule (heute Musikschule) in einer Villa an der Bergstraße einquartiert wurde. „Ja, was hett mer ihne denn versproche?“, sei die Begrüßung der Hausherrn gegenüber seiner Mutter gewesen, als sie in die Wäschekammer im Keller geführt wurden, die ihr neues Zuhause werden sollte. „Gerade so, als ob man uns herangelockt hätte mit weiß Gott welch falschen Verheißungen.“ Mehr noch: Aus

Erich Linkes Heimatort Grulich (heute: Králiky) im Sudetenland gibt es Berichte über gewalttätige Übergriffe gegenüber Deutschstämmigen. In der Umgebung gab es Massaker an den „Deutschen“, die schriftlich und mündlich übereinstimmend überliefert sind. Es brauchte da wohl keine Versprechen, es waren Zwang und der Wille zu überleben, die – damals wie

heute – die Menschen nach Deutschland trieben. Und es gab auch noch weit weniger freundliche Begegnungen als die von Linke berichtete: „Wir waren die Zigeuner und die Tagdiebe“, erinnert sich der Königsbronner Albert Walcz. Die schwarzen Trachten der verheirateten Frauen und ihre die Gesichter düster verschattenden Kopftücher erschienen den Äblern teils wohl so fremd, dass vor allem die donauschwäbischen Flüchtlinge und Vertriebenen schlicht als „Zigeuner“ bezeichnet wurden. Walcz' Mutter wurde von einer sehr wohlmeinenden Frau geraten, ihre Tracht abzulegen, um nicht so sehr aufzufallen.

Die Familie Walcz lebte in Csobánka, wenige Kilometer nordöstlich der ungarischen Hauptstadt Budapest, und betrieb dort eine Landwirtschaft. Walcz' Vater und Großvater arbeiteten zudem in einem Steinbruch und lieferten Baumaterial nach Budapest. Der Familie, die mit rund 1300 weiteren Deutschstämmigen die Bevölkerungsmehrheit in Csobánka bildete, gut es recht gut. „Mit Kriegsende war klar“, erzählt der 1936 geborene Albert Walcz, „dass die Deutschstämmigen ausgewiesen werden.“

Wir waren ausgegrenzt
und wurden viel gehänselt.

Albert Walcz

wissenschaftliche Mitarbeiterin am Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm. „Wohnraum war so wahnsinnig knapp, dass die Flüchtlinge oft einfach Familien zugewiesen wurden. Im günstigsten Fall hat man sie auf den Marktplatz gestellt und die Bauern suchten sich Familien aus. Wenn ein Mann dabei war, hatte die Familie Glück, sie gingen schneller weg.“ Eine Frau, die später in Herbrechtingen lebte, habe ihr dagegen erzählt, sie habe mit Mutter und Großmutter bis in die Nacht weinend auf einem Platz gesessen, weil niemand sie haben wollte. „Sie wurden dann zwangszugewiesen und waren bei einer Familie, in der sie sehr unerwünscht waren“, erzählt Hampe.

Offensichtlich konnten sich viele Einheimische auf der weitgehend unzerstörten Ostalb trotz der auch hier spürbaren wirtschaftlichen Not kaum vorstellen, weshalb so viele Menschen ankamen. „Flüchtlinge sind niemals und nirgends wirklich willkommen, und in dem vom Krieg relativ verschonten Heidenheim war es nicht anders“, schreibt Erich Linke in seinen Memoiren. Der 76-Jährige, der heute in Wien lebt, kam im Herbst



Am neuen Leben wurde fleißig gebaut: Viele Flüchtlinge kamen schnell zum eigenen Heim, das mit viel Eigenleistung der Gemeinschaft errichtet wurde (oben links). Weil vor allem die Frauen in der alten Tracht stark auffielen, es aber in der Nachkriegszeit an Stoffen mangelte, wurden Teile der Tracht mit modischen Schnitten beispielsweise zu Sommerkleidern umgearbeitet. Auf dem Bild unten rechts zeigt Henrike Hampe vom Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm eines dieser Kleider aus dem Fundus des Museums. Glück in der neuen Heimat angekommen: Kinder wie Andreas Benitsch und seinen Schwestern (Bild unten links) fiel es leichter als den Erwachsenen, in einer neuen Umgebung zurechtzukommen.



Im März 1946 wurden die ersten 650 Kinder, Frauen und Männer in einem Güterzug abtransportiert und gelangten in den Kreis Heidenheim, darunter auch Albert Walcz mit seiner Schwester, den Eltern und der Großmutter.

Die Fahrt in den Viehwaggons empfand der damals Neuneinhalbjährige noch als Abenteuer, spätestens, als er mit anderen Vertriebenenkindern in Königsbronn zur Schule ging, offenbarten sich aber die Probleme: „Für Kinder war es schwierig, man konnte ja kein richtiges Deutsch, nur Dialekt. Wir waren ausgegrenzt und wurden viel gehänselt.“ Er habe sich durchkämpfen müssen, erzählt Walcz. Erst in der Berufsschule traf er auf einen Lehrer, der die Defizite der Vertriebenenkinder erkannte und ihnen in der Freizeit zusätzlichen Unterricht gab. „Ihm bin ich bis heute dankbar“, sagt Walcz, dem diese freigiebige Förderung ein halbwegs zufriedenes Berufsleben ermöglichte, auch wenn er mit besserer Ausbildung weitergekommen wäre, wie er heute glaubt. „Nur wenigen gelang es, eine bessere Stelle zu finden. Wir waren ja nicht dümmert, es fehlte nur an der Ausbildung“, sagt Walcz.

Und dennoch hatte er vielleicht noch Glück. Volkskundlerin Hampe sagt: „Man hört immer wieder, dass diejenigen, die beispielsweise in Ungarn zur Schule gingen, auch nur ungarisch schreiben lernten. Sie haben zwar zuhause Deutsch gesprochen, konnten es aber nur nach dem Gehör schreiben.“ Daher seien ihnen bestimmte berufliche Laufbahnen in Deutschland versagt geblieben. „Soziologen gehen davon aus, dass nach einer Flucht erst die dritte Generation, also die Enkel, wieder in so eine gesellschaftliche Position kommt, wie sie die Geflüchteten in ihrem Herkunftsland hatten“, sagt Hampe. Erst bei der Generation der heute 30- bis 50-Jährigen also haben sich die wirtschaftlichen und sozialen Nachteile aus Flucht und Vertreibung verwischt. Noch schwerer zu fassen sind die psychischen Folgen von Traumata, die bei der Flucht entstanden sind, und die über Generationen hinweg „vererbt“ werden können. Viele Nachgeborene von Vertriebenen kennen das brütende Schweigen ihrer Angehörigen bei bestimmten Themen, die gewissermaßen eingepimpfte Angst vor Unsicherheiten aller Art. Das Gefühl, nicht richtig dazuzugehören, bleibt oft auch bei Kindern und Enkeln noch bestehen, auch wenn keine sicht- oder hörbaren Unterschiede mehr geliebt sind.

Auffallend oft heirateten nach dem Zweiten Weltkrieg junge Vertriebene untereinander oder Flüchtlinge aus anderen Gebieten, womöglich wegen des ähnlichen Erfahrungshintergrundes, wie Hampe vermutet.

Nachteile durch Defizite in der Bildung, Vorbehalte gegenüber Flüchtlingen, ins Wanken geratene herkömmliche Rollenbilder – es gibt einige Parallelen zwischen der damaligen und der heutigen Situation. Das betont auch Henrike Hampe: „Flucht und Vertreibung gehen immer mit Gefühlen von Zwang, Hilflosigkeit und Ausgeliefertsein einher. Es geht ja niemand freiwillig.“ Nicht erwünscht zu sein, hätten sie Menschen damals ebenso erlebt, wie es heutige Flüchtlinge erlebten.

Es gebe aber auch Unterschiede: Durch die zumindest überwiegend gemeinsame Sprache fiel vor 70 Jahren die Verständigung zwischen Einheimischen und Neuankommenden immer noch leichter. Dagegen war die Infrastruktur in Deutschland nach dem Krieg weitgehend zerstört, die wirtschaftliche Lage für die meisten Einheimischen weitaus schwieriger als heute. Womöglich ermöglichte aber gerade der notwendige Aufbau von Infrastruktur und Wirtschaft – an ein „Wirtschaftswunder“ wagte sicherlich noch niemand zu denken – bei manchen



Silja Kummer weiß, dass die Auswirkungen von Flucht auch nach zwei Generationen noch spürbar sind. Um so mehr interessiert sich die HZ-Redakteurin für das Schicksal von Menschen, die ihre Heimat verlieren.

Vertriebenen, die oft bereits selbstständig gewesen waren, einen beschleunigten Neustart. Kleine Gewerbe und Handwerksbetriebe entstanden, auch Unternehmen von heute weltweitem Ruf, wie das Steinheimer Unternehmen Schuck. Franz Schuck, 1936 in Ungarn geboren, gründete den Betrieb 1972. „Meine Hartnäckigkeit und Freude am Unternehmertum führe ich auch auf meine Erfahrungen in der Kindheit und Jugend zurück“, schreibt Schuck in seinem Beitrag zum 2016 erschienenen Heidenheimer Landkreishandbuch. „Um als Flüchtlingskind Anerkennung zu bekommen, musste man sich damals besonders anstrengen.“

Und wo es mit Hilfsarbeiten, Mithilfe in der Landwirtschaft oder Handwerk nicht klappte, half oft-

mals der Erfindungsreichtum des Schwarzmarktes. So berichtet Albert Walcz, wie er bisweilen am Rande der Heidenheimer Voithsiedlung Schmiere stehen musste, wenn sich seine Mutter drinnen bei den jüdischen Displaced Persons etwa Feuersteine für Feuerzeuge und andere Raritäten ertauschte, die sie wiederum auf dem Härtsfeld gegen Lebensmittel eintauschte.

Es gibt Anzeichen dafür, dass es den Frauen oftmals leichter fiel, sich mit den veränderten Umständen zu arrangieren. Andreas Benitschs Mutter und Großmutter, die sich eine eigene kleine Landwirtschaft aufbauten; Walcz' Mutter, die geschickt die Marktgesetze nutzte und ihren Handel schließlich sogar über einen Gewerbeschein legalisierte.

Dagegen die Männer, die unter dem Verlust ihres alten Standes litten. „Für meinen Vater war es eine Katastrophe, er wollte die Landwirtschaft in Ungarn ja sogar noch ausbauen“, erzählt Walcz. Sein Vater habe die Vertreibung nie verwunden. Solche Berichte kennt auch Henrike Hampe: „Vielleicht war es für die Männer noch schwieriger, hier ein Niemand zu sein, weil sie zuvor in der traditionellen Gesellschaftsordnung das Familienoberhaupt waren, derjenige, der die Entscheidungen traf.“ Die Familie stolz nach außen zu vertreten war oftmals nicht mehr möglich. Die Rolle des Oberhaupts war vielfach abhanden gekommen, auch weil viele Männer nach dem Ende der Kriegsgefangenschaft auf Frauen und Kinder trafen, die sich jahrelang alleine durchgekämpft hatten.

Dennoch fiel den Männern bald wieder eine Rolle zu: sie begannen zu bauen. Mit dem Lastenausgleich erhielten Vertriebene Entschädigungen für verloren gegangenen Besitz. Zusammen mit zinslosen Darlehen bildete der Lastenausgleich die Grundlage für einen Bauboom, der praktisch alle größeren Ortschaften und die Städte im Landkreis geprägt hat. Die kleinen Siedlungshäuser mit ihren großen Gärten (in Itzelberg spricht man von einer von Ungarndeutschen errichteten Siedlung bis heute manchmal von der „Paprikasiedlung“) standen für einen Neuanfang, der zumindest die Übernahme gewisser Traditionen erlaubte.

Allerdings: So, wie heutigen Flüchtlingen bisweilen das Smartphone angekreidet wird, das oft für die einzig mögliche Verbindung zur Familie steht, wurden die Vertriebenen nach dem Zweiten Weltkrieg wegen ihrer Baufreude überaus kritisch be-

äugt: „Wo bringt ihr das Geld her?“, sei sein Vater gefragt worden, weiß Albert Walcz. Die unerschwellige Aussage dieser Frage ähnelt heutigen Vorwürfen in Sozialen Netzwerken: „Die bekommen alles umsonst!“. Dabei seien die Hausbauten nur mit enormen Eigenleistungen möglich gewesen. In Königsbronn etwa fand sich zudem ein hilfsbereiter Bauunternehmer, der technisch schwierige Arbeiten übernahm und den Feierabendmaurern dann zeigte, wie sie Fensterlöcher und Ecken zu mauern hatten. Über Jahre hinweg bauten Familienverbände und alte Ortsgemeinschaften so ein Haus nach dem anderen.

Dennoch führte der bloße Besitz der Häuser zu Vorurteilen, wie Henrike Hampe weiß: „Dass die Flüchtlinge vorher viel mehr besessen hatten und dies alles verloren hatten, wurde nicht so wahrgenommen. Neid spielte da eine große Rolle.“ Besitz, der von Generation zu Generation weitergegeben wurde, spielte etwa in der agrarisch geprägten donauschwäbischen Kultur eine größere Rolle als heute. „Geltung wurde festgemacht an den Hektaren an Land und der Anzahl der Pferde.“

Was kann man nun aus der 70 Jahre alten Geschichte eines millionenfachen Integrationsprozesses lernen? Diese Frage stellt sich auch für Henrike Hampe und das Donauschwäbische Zentralmuseum. „Der Kreis der Zeitzeugen wird jetzt schon immer kleiner, gleichzeitig verlagert sich das Interesse, weil Migration als Thema unglaublich aktuell ist“, sagt sie. Gerade die Frage der Multiethnizität und wie sich eine Gesellschaft nach der Migration entwickelt, sei aktuell. Deshalb gibt es im Ulmer Museum beispielsweise Schulprojekte zum Thema „Identität“, bei dem Kinder aus verschiedenen Migrantenfamilien zusammenkommen. „Über das Beispiel der donauschwäbischen Migration kann man die Geschichte der Migration an sich beleuchten“, meint Hampe. Dann waren die großen Anstrengungen der vor 70 Jahren Geflohenen und die Hilfe, die sie von vielen Einheimischen bekommen haben, nicht umsonst.



Auch Jens Eber kommt aus einer Flüchtlingsfamilie. Angesichts der dramatischen Geschichten vieler heutiger Flüchtlinge fielen ihm sofort die Parallelen zu den Geschehnissen ein, von denen seine Mutter erzählte.